



MICHAEL MORITZ

# Zürcher Verschwörung

KRIMINALROMAN

emons: eBook

Michael Moritz, 1968 in Freiburg geboren und am Kaiserstuhl aufgewachsen, schreibt und produziert seit zwanzig Jahren Theaterstücke und Kurzfilme. Als Schauspieler war er an den grossen deutschsprachigen Bühnen (Staatstheater Stuttgart, Schauspielhaus Zürich, Burgtheater Wien) engagiert, im Fernsehen gibt er meist den Bösewicht und den üblichen Verdächtigen («Tatort», «SOKO Köln», «Die Sitte», «Post Mortem»). Am Max Reinhardt Seminar und am Konservatorium der Stadt Wien unterrichtet er Schauspiel. Im Emons Verlag erschienen «Tod in der Rheinaue», «Roter Regen», «Weinselig» und «Lost Place Vienna».

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

© 2012 Hermann-Josef Emons Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: photocase.de/judigrafie  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch, Berlin  
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-86358-097-1  
Kriminalroman  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter [www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

*Gesetzt den Fall,  
Sie haben nie einen Menschen umgebracht:  
Wie erklären Sie sich,  
dass es dazu nie gekommen ist?*

(Max Frisch)

Stahl bekreuzigte sich. Die Frau neben ihm sah von der Modezeitschrift auf und schenkte ihm einen Blick feinen Spotts. Stahl war kein Feigling, aber Katholik. Er wusste, dass der Himmel nicht über den Wolken hing, aber er hatte sich den Respekt vor dem Fliegen bewahrt.

Der Pilot verstand seinen Job, das Flugzeug setzte sanft auf. Es war es wert gewesen, sich zu bekreuzigen.

Stahl sah auf die Boulevardzeitung, die er sich zu Beginn des Fluges vom Stapel genommen hatte, und dachte beim wiederholten Lesen der Schlagzeile, dass er sich auch für Albin bekreuzigt hatte. Einmal bekreuzigen für eine Landung und für den Tod eines alten Freundes. Das konnte man effizient nennen. Und Effizienz war es auch, was Stahl von Albin gelernt hatte: keine unnötigen Aktionen, keine Kapriolen, keine Schnörkel.

«Junkie erschlägt Gardisten mit Boule-Kugel!» Die Buchstaben sprangen fett aus dem Papier. Albin wäre das zu schrill gewesen. Ein leiser Nachruf im Kreise der Veteranen hätte ihm genügt. Jetzt sorgte Albin für Aufregung und eine erhöhte Auflage: Ein ermordeter Ex-Gardist der Schweizergarde war immer ein gefundenes Fressen für die Presse. Sofort kramten die Journalisten den spektakulären Doppelmord von 1998 aus den Archiven. Damals wurden Oberst Alois Estermann, der Kommandant der Schweizergarde, und seine Frau Gladys Meza Romero ermordet. Als Täter hatte man Vizekorporal Cédric Tornay ausgemacht. Das Motiv sei Rache gewesen. Estermann war erst zehn Stunden vor seinem Tod von Papst Johannes Paul II. zum Kommandanten gekürt worden. Tornay, dem selbst wegen schlechter Führung die Verdienstmedaille verweigert worden war, war daraufhin ausgerastet und hatte sich durch die zwei Morde Gerechtigkeit verschafft. So jedenfalls hatte es die Garde des Vatikans ermittelt. Die Öffentlichkeit wollte sich damit nicht zufriedengeben. Alles, was aus dem Vatikan drang, roch nach mehr, bauschte die Phantasie all jener auf, denen der Eintritt in die inneren Gemäcker versagt blieb.

Ein Mysterium: ein Staat auf einem Hügel von vierundvierzig Hektaren gelegen, der undurchsichtiger operierte als fünf Geheimdienste zusammen. Es blieb nicht aus, dass man hinter der Tragödie um Estermann mehr vermutete: Homosexualität, Verbindung zur Staatssicherheit der ehemaligen DDR, düstere Rituale von Opus Dei oder die ganz grosse Weltverschwörung. Es gab sogar Menschen, die vermuteten, dass im Vatikan Ausserirdische beherbergt wurden.

Stahl wusste nur: Estermann war am 4. Mai getötet worden. Zwei Tage später, am 6. Mai 1998, war Stahl als dritter Rekrut zur Fahne der Garde geschritten, hatte mit der linken Hand die waagrecht gehaltene Stange umfasst und mit der rechten die drei Finger zum Eid gespreizt. Kaplan Weiss hatte die Eidesformel vorgelesen:

«Ich schwöre, treu, redlich und ehrenhaft zu dienen dem regierenden Papst, Johannes Paul II., und seinen rechtmässigen Nachfolgern, und mich mit ganzer Kraft für sie einzusetzen, bereit, wenn es erheischt sein sollte, selbst mein Leben für sie hinzugeben. Ich übernehme dieselbe Verpflichtung gegenüber dem Kollegium der Kardinäle während der Sedisvakanz des Apostolischen Stuhls. Ich verspreche überdies dem Herrn Kommandanten und meinen übrigen Vorgesetzten meine Achtung, Treue und Gehorsam. Ich schwöre, alles das zu beachten, was die Ehre meines Standes von mir verlangt.»

Und Stahl hatte wiederholt: «Ich, Rekrut Roger Stahl, schwöre, alles das, was mir soeben vorgelesen wurde, gewissenhaft und treu zu halten, so wahr mir Gott und seine Heiligen helfen.»

«Könnte ich bitte durch?», fragte die Frau vom Fensterplatz, die es offenbar eilig hatte. Erst jetzt bemerkte Stahl, dass die übrigen Passagiere bereits ausgestiegen waren.

«Entschuldigen Sie vielmals, ich war in Gedanken.» Er stand auf und liess die Frau an sich vorbei. Sie reckte sich zum Gepäckfach, um ihren Koffer herauszunehmen. Dabei spannten sich die Waden ihrer schlanken Beine zu kleinen Kugeln, die beige Bluse rutschte aus dem Bund des kurzen Rockes und liess ein Stück nackter Haut blitzen.

«Warten Sie, ich helfe Ihnen», sagte Stahl und griff nach ihrem Koffer. Stahl mass knapp eins neunzig, sein durchtrainierter Körper wirkte trotz der langen Extremitäten keineswegs schlaksig; vielmehr tänzerisch.

«Danke», sagte die Frau, nahm den Koffer entgegen und warf einen Blick auf die silberne Rolex. «Mit der Schweizer Pünktlichkeit ist es auch vorbei. Das sind ja Verhältnisse.»

Stahl wusste nicht, ob sie ihn oder den Piloten für die Verspätung des Flugzeugs verantwortlich machte. Er sah noch mal auf ihre Beine, die hinter dem schmalen Rollkoffer bei jedem Schritt aufblitzten, und sprang in Gedanken von ihren Waden zur Boule-Kugel, die Albin erschlagen haben sollte. Dann nahm er seinen dunkelblauen Trenchcoat, den er sich von Lézard für diesen Sommer gekauft hatte. Er warf den leichten Mantel lässig über den Unterarm und ging auf die beiden Stewardessen zu, die ihm einen schönen Aufenthalt in Zürich wünschten und ihm zum Abschied ein Tablett mit Schokolade entgegenstreckten. Er griff sich zweimal «Zartbitter» und lächelte dazu doppelt so süß. Dann trat er auf die Metalltreppe hinaus.

Er hielt kurz inne und inhalierte die frische Luft: Zürich im September. Heimat. Es schien ihm eine Ewigkeit, dass er hier gewesen war.

Cecilia starrte auf den Bücherschatz und holte tief Luft. Wo beginnen? Das Regal vor ihr hatte eine Länge von etwa sechs Metern und reichte bis unter die hohe Decke. Die Tablare, feiner italienischer Nussbaum, glänzten schlicht und zurückhaltend; die Bücher sollten zur Geltung kommen. Das taten sie. Unzählige Erstausgaben, edle Sammlungen von Denkern und Dichtern: streitsüchtige Philosophen bedrängten friedvolle Theologen, Praktiker konkurrierten mit Theoretikern, Wissenschaftler feilschten mit Künstlern.

Cecilia musste aufpassen, sich nicht bei jedem Buch zwischen den Seiten zu verlieren, sondern das zu tun, wozu sie hier war: die Folianten in Kartons zu verpacken, um sie dann ins Antiquariat zu transportieren. Allein konnte sie das niemals schaffen. Linus hatte sich mal wieder verspätet. Er würde dem Verkehr die Schuld geben, aber Cecilia ahnte Arges. Er hatte wieder begonnen zu saufen. Das Ende des Sommers war eingeläutet. Sobald die Altweiber ihre Fäden spannten, griff Linus zur Flasche. Pünktlich zu



Weihnachten würde er sich dann selbst auf Entzug setzen und mit seiner Ungeniessbarkeit die Familienfeier zerstören. So lief es jedes Jahr. Am besten ertrug man ihn von Mai bis Ende August. Heute war aber der 5. September und Sonntag dazu. Cecilia mochte nicht daran denken, dass sie täglich mit Linus zu tun haben würde. Aber sie hatte Tante Hedwig versprochen, so lange auszuhelfen, bis sie nicht mehr an Krücken gehen musste. Das neue Hüftgelenk durfte nicht zu früh belastet werden, wollte Hedwig wieder die Alte werden. Und mit fünfundsechzig heilten die Wunden eben nicht mehr so schnell. Vor allem, wenn man, statt sich zu bewegen, lieber unzählige Zigarren nebst einer Flasche Rotwein genoss und sich tagein, tagaus im Ohrensessel zum Literaturstudium lümmelte.

Ohne die finanzielle Unterstützung und die Kontakte von Tante Hedwig hätte sich Cecilia ihr Studium niemals leisten können. Viele wollten Journalisten werden, aber nur wenige schafften es, gelesen zu werden. Hedwig kannte Leute, die wichtig waren, und Cecilia hatte es sich längst abgeschminkt, nur mit ihren Fähigkeiten allein Karriere zu machen. Sie wusste, dass man auch Gelegenheiten ergreifen musste, wenn man es nach oben schaffen wollte. Lange genug hatte sie für die «Fabrikzeitung» geschrieben. Jetzt war sie neunundzwanzig und wollte Leitartikel verfassen, die diskutiert wurden. Am liebsten hätte sie aber ein grosses Projekt gehabt, für das sie recherchieren durfte. Wie ein Regenwurm im Komposthaufen konnte sie sich in Quellentexten verkriechen und sich von einer Information zur nächsten fressen. Allerdings waren solche Geschenke keinem Verleger der Welt abzutrotzen. Zumindest nicht, wenn man Cecilia Fetz hiess und bislang nur Porträts über Underground-Bands und Graffiti-Künstler vorzuweisen hatte, und nebenbei für ein Juwelier-Magazin alte Kriminalfälle auf eine Seite zusammenstutzen musste. Ein grosses kulturelles Thema, besser noch ein Skandal, der die Gesellschaft interessieren und bewegen würde, bei dem man Zeit hatte, sauber zu arbeiten – das wäre was. Wenn Hedwig mit ihrem Erbe vorzeitig rausrücken würde, könnte Cecilia sich das Projekt sogar auf eigene Faust finanzieren. Danach wäre sie dick drin im Geschäft.

Cecilia wischte ihren Tagtraum mit einem Atemzug weg und warf das dicke Buch, das sie gerade aus dem Regal genommen hatte, in den Karton zu den anderen Folianten. Es klatschte auf und staubte.

Im Schloss der Wohnungstür drehte sich ein Schlüssel. Besass Linus auch einen? Cecilia dachte, Hedwig hätte nur einen von Albin Studer erhalten. Der Tod des alten Gardisten wäre vielleicht auch eine Story, aus der man mehr machen könnte. Aber die hatten sich längst andere geschnappt; ausserdem war es nur eine Geschichte für allenfalls drei Tage: «Junkie erschlägt Ex-Gardisten». Manche würden die alten Diskussionen um den Drogenmissbrauch und die Beschaffungskriminalität heraufbeschwören. Dabei würden sie in den Archiven der achtziger und neunziger Jahre kramen. Alles schon gesagt.

Sie drehte sich nicht um, als sie Schritte hinter sich hörte.

«Du kannst die ersten Kartons direkt runterbringen. Ich würde gerne vor Mittag die erste Fuhre in den Laden schaffen», sagte sie und nahm den Schopenhauer, um ihn in einem der Kartons zu verstauen.

Während sie auf den wilden Haarschopf des Philosophen sah, spürte sie einen Schlag auf den Hinterkopf, und Schopenhauers Konterfei tauchte in tiefes Schwarz.

Stahl hatte die Fahrt mit dem Taxi durch seine Heimatstadt genossen. Er war einer der wenigen, denen es gelungen war, aus dem Kanton Zürich in der Garde aufgenommen zu werden. Die kleine Armee wurde von Wallisern dominiert. Der Vatikan hatte sie über die Jahrhunderte bevorzugt, weil sie als Erzkatholiken galten. Es war nicht leicht, sich zwischen ihnen einen Platz zu verschaffen. Aber Stahl hatte sich durchgebissen. Mehr als das. Er war zum Sonderdiplomat für spezielle Einsätze erkoren worden und genoss dadurch einen besonderen Status. Er erhielt seine Aufträge direkt vom Camerlengo. Das hatte ihm nicht nur Respekt, sondern auch Neider beschert. Vor allem die Walliser hatten nicht verstanden, warum nicht einer aus ihren Reihen dieses Vertrauen genoss.

Er zahlte und wartete, bis der Fahrer ihm sein Gepäck aus dem Kofferraum hob. Der untersetzte Mann mit dem verschwitzten Hemd ächzte

unter dem Gewicht des Koffers. Stahl nahm ihm das Gepäckstück aus der Hand, ehe es auf den Asphalt schlagen konnte. Der Fahrer lächelte dankbar. Für das grosszügige Trinkgeld, das Stahl ihm gegeben hatte, durfte er das erwarten.

Stahl sah zur Schweizer Flagge über dem Eingang des Hotels hinauf, die von zwei blau-weissen Fahnen flankiert wurde. Er nahm den Koffer und steuerte auf den «Schweizerhof» zu. Vierhundert Franken pro Nacht konnte er sich leisten. Er wollte nur drei Tage hierbleiben, ehe er wieder mit wesentlich kleinerem Gepäck an Orten zu übernachten hatte, an denen man sich schon freute, wenn es überhaupt fliessend Wasser gab.

Ein Yuppie-Pärchen verliess eben das Hotel und lachte hochglanz. Ihm gehörte die Welt, es konnte sich den Luxus leisten. Stahl sah ihm nach, dann blickte er wieder auf den Eingang des Hotels. Nein, er würde hier nicht übernachten können. Dieses Zürich war nie seine Heimat gewesen, und er wollte sie sich jetzt auch nicht erkaufen. Er packte seinen Rollkoffer und zog ihn hinter sich her, entlang der Löwenstrasse. Eine Viertelstunde würde es zu Fuss dauern, dann wäre er dort, wo er einst zu Hause gewesen war.

Zürich am Sonntag war noch immer so beschissen und tot wie eh und je. Daran hatte sich nichts geändert. Die Sihl wälzte hellbraune Brühe. Das gestrige Gewitter hatte den Schlamm aufgewühlt und nach oben gedrückt. Der Fluss zeigte, dass es in der Stadt auch noch andere Farben als die des Geldes gab, und erlaubte sich bisweilen, das Stadtbild zu trüben. Stahl überquerte bei der Gessnerallee die Sihl und bog in die Militärstrasse ein. Allmählich kam er ins Schwitzen. Die Septembersonne brannte stärker, als er erwartet hatte. Er könnte seinen Trenchcoat ausziehen, aber dann müsste er ihn tragen.

Hinter der Kaserne blieb er kurz stehen. Der Platz war bevölkert mit Wohnwagen, die ein Zelt mit der Aufschrift «Broadway» umzingelten. Artisten in knappen Höschen spielten Volleyball über eine gespannte Schnur und vertrieben sich die Zeit bis zur Nachmittagsvorstellung.

Stahl setzte seinen Marsch fort und spürte in der Magengrube, wie sich etwas zu einem Kloss verdichtete. Er war sich nicht mehr so sicher, ob der «Schweizerhof» nicht doch die bessere Adresse gewesen wäre. Allmählich

änderte sich das Strassenbild. Die ersten Afrikanerinnen mit gestellten Brüsten und hochhackigen Absätzen zwinkerten ihm zu, einige verkaterte Zuhälter diskutierten laut über die gestrige Niederlage des FC Zürich gegen Erzfeind Basel, und zwei Junkies wackelten auf Stahl zu, um sich von ihm mit einem devoten Lächeln eine Zigarette zu schnorren.

Er griff in die Innentasche seines Trenchcoats und fingerte ein silbernes Etui hervor. Er liess es aufschnappen und streckte es den Jungs entgegen. Der eine nahm mit zittrigen Fingern gleich vier Kippen, die er mit seinem Kollegen teilte. Sie trotteten davon. Stahl ging die letzten Meter in Richtung Heimat und stand in der Langstrasse, direkt vor dem Hotel «Rothaus». Der rote Backstein lud ein, das Gewimmel auf der Strasse liess den bigotten Sonntag vergessen. Hier würde er sich wohlfühlen, redete er sich ein, und steuerte auf den Eingang zu.

Um an die Rezeption zu gelangen, musste Stahl durch den Frühstücksraum, der eher wie eine dunkle Bierstube aussah.

Die Frau an der Rezeption hatte den Gast bereits wahrgenommen, liess sich durch sein Auftreten aber nicht hetzen. Sie verglich Belege in einem Ordner mit Daten auf dem Bildschirm.

«Einen Moment, bitte. Bin gleich da», sagte sie, und Stahl wurde jetzt richtig flau im Magen. Diese Stimme war Heimat. Rau wie ein angerostetes Reibeisen, und dennoch warm wie die Septembersonne. Unverhofft schweisstreibend.

Er hatte nach ihr recherchiert, wollte wissen, was sie trieb, ob und wo sie lebte. Es war ein Leichtes gewesen, es herauszukriegen. Aber im Voraus hatte er lange mit sich gerungen, ob er es tun sollte. Jetzt stand er hier, vor ihr. Sie hatte ihn noch nicht erkannt. Ob er doch besser wieder umkehren sollte? Noch war Gelegenheit dazu.

«Sie wünschen?», fragte Regula und lächelte ihn an, wie nur sie es konnte. Ein Lächeln, das entwaffnete. Immer und jederzeit. Solange sie diese Waffe noch besass, musste er sich um sie keine Sorgen machen.

Das Lächeln fror ein, dafür weiteten sich ihre Augen. Lähmende Stille, die ein Jubelschrei zerschnitt: «Roger! Gopfridstutz. Das gibt's doch nicht.»

Regula kam hinter der Rezeption hervorgerannt und umarmte Stahl. Dann sah sie ihn wieder an, lachte und drückte ihm einen dicken Kuss auf den Mund. Sie löste sich von ihm, trat einen Schritt zurück, und Skepsis machte sich auf ihrem Gesicht breit. «Läss. Uu-läss ggesch us. Wie de Mister Bond persönlech. Besch of gheimer Mission? Oder wer hed di is Soho gscheckt? »

«Wie geht's dir?», fragte Stahl und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiss von der Stirn.

«Gut. Eigentlich ganz gut.»

«Eigentlich?»

«Na ja. Geldsorgen, Männer, das Übliche. Alltag eben.»

Stahl nickte.

«Weisst du überhaupt, was das ist: Alltag?», fragte Regula und schob angriffslustig den Kiefer nach vorne. «Dem wolltest du doch immer entkommen. Hast du es geschafft?»

Stahl zuckte mit den Schultern. «Irgendwann wird auch das Nichtalltägliche zum Alltag. Wie die Sucht nach Freiheit ein Gefängnis ist.»

«Trotzdem lieber frei als im Heim oder im Gefängnis. Oder?»

Regula sah ihn an, und in ihren Blicken flackerten Bilder der Vergangenheit. Für Regula war Stahl nicht der Erste gewesen, aber sie hatte ihm gezeigt, wie man küsste und Sex ohne Bezahlung geniessen konnte. Zwei Jahre lang waren sie im Heim so etwas wie ein Paar gewesen. Eine richtige Beziehung zu leben, das hatte sie bis dahin niemand gelehrt, und sie waren jung und hatten sich vor Nähe gefürchtet. Stahl war zwei Jahre vor Regula aus dem Heim entlassen worden. Er hatte ihr versprochen, auf sie zu warten. Aber das Leben hatte beiden die Zeit nicht gegönnt. Für junge Menschen, die gelernt hatten, Versprechen zu brechen, war ein Liebesgelübde im Kampf um den nächsten Bissen Brot schnell vergessen.

Sie waren sich noch einmal begegnet, vor zehn Jahren. Stahl war bereits in Rom und war nur für eine Stippvisite nach Zürich gekommen. Es war Zufall gewesen, dass sie sich über den Weg gelaufen waren. Sommerkino am Helvetiaplatz. Ausgerechnet «Rocco und seine Brüder» hatten sie sich angesehen. Danach waren sie wieder im Bett gelandet. Eine Abschiedsnummer auf vergangene Zeiten. Sie hatten sich versprochen, sich

nie wieder zu begegnen. Jeder sollte von nun an seinen eigenen Weg gehen. Und jetzt stand Stahl vor ihr. Wieder hatte er ein Versprechen nicht gehalten. Und wieder nahm es ihm Regula nicht übel.

«Brauchst du etwa ein Zimmer?», fragte Regula.

«Für drei Tage.»

«Siehst aus, als könntest du dir etwas Besseres leisten.»

«Hab's versucht. Aber ich fühl mich dort zu allein.»

«Scheissstallgeruch, was? Irgendwie kommt man nie davon los. Willst du deinen Alten besuchen?»

Stahl schüttelte den Kopf.

«Meiner ist vor zwei Jahren gestorben. Komisches Gefühl. Ich war tatsächlich auf der Beerdigung. Dabei hatte ich mir geschworen, das niemals zu tun. Aber ich war es meinem Sohn schuldig.»

«Du hast einen Sohn?»

«Richy. Er ist fünf.»

«Und der Vater?»

Regula lachte. Es war ein Überlebenslachen. «Huere Siech. Mängmol isch es halt wie emmer. Endlosschlaufe.»

Stahl hob fragend die Brauen. Er verstand nicht.

Regula biss sich auf die Unterlippe, dann verzog sie die Lippen wie ein Clown und sagte: «Jamaikaner. Sitzt seit einem Jahr.»

«Drogen?»

«Was sonst.»

«Wie steht es mit dir? Bist du sauber?»

«Vom Heroin bin ich schon lange weg. Manchmal ein wenig Koks, damit ich weiss, dass ich der Boss der Langstrasse bin.» Sie presste die Lippen zusammen und hob die Brauen.

«Und wer ist sonst der Boss der Langstrasse?»

«Ist derzeit nicht ganz klar. Dein Alter jedenfalls nicht mehr. Der hat Gnadenfrist. Vielleicht solltest du ihn doch mal besuchen. Die Alten gehören nun mal zu einem, ob man will oder nicht.»

Stahl sah sie an. Sie hatte ihr rotes Haar noch nicht nachgefärbt. Es glänzte so feurig wie einst. Ihre hellgrünen Augen strahlten aus dem

Sommersprossengesicht, das auch im Hochsommer keine Bräune annahm. Ihre vollen Lippen schürzten sich, als warteten sie auf einen Kuss, und das selbst gestochene Tattoo, das sich aus ihrem Dekolleté räckelte und auf dem Stahl manche Nacht geschlafen hatte, hob sich mit jedem Atemzug.

«Zimmer 301 wäre frei. Hundertneunundzwanzig Franken pro Nacht. Bezahlung im Voraus», sagte Regula.

«Internet?»

«Drei Franken zusätzlich. Gilt aber die ganze Woche.»

«In Ordnung.» Stahl bezahlte mit Karte und füllte den Meldeschein aus.

«Im Lift drückst du auf die Vier. Dann musst du eine Stiege hinunter, um auf die Dreihunderter zu kommen.»

Regula reichte ihm den elektronischen Schlüssel und berührte ihn leicht.

«Schön, dich zu sehen.»

«Vielleicht könnten wir ja mal –»

«Besser nicht.»

Palm sah sich um. Viel war nicht los. So ein Renner, wie Stahl angepriesen hatte, schien der Mittagstisch hier nicht zu sein. Die «Kronenhalle» an der Rämistrasse wäre ihm lieber gewesen. Nicht nur, weil er dort unverbindlich Geschäftsleute treffen konnte und dabei mitbekam, was gerade so lief; auch das Geschnetzelte war sensationell. Alles stimmte, Preis-Leistung ohne Risiko. Das liebte Palm. Für diese Kategorien war er zuständig, damit kannte er sich aus. Die Risiken sollten andere eingehen. Seine Aufgabe war, davon zu profitieren oder rasch Abstand zu nehmen. Nur solange er dieses Gespür hatte, begehrten ihn seine Kunden. Und sein Gespür verriet ihm, dass dieser Laden eher Verdruss als Genuss bringen würde. Schon der Name: «Krummes Kreuz». «An seinem Namen sollst du ihn erkennen», murmelte Palm. «Kronenhalle», das klang nach grossem Orchester. Palm assoziierte mit «Krummes Kreuz» sofort einen geschundenen Jesus, dem sich das Kreuz unter dem Kreuz bog, während er es über den Leidensweg schleppte. Palm spürte umgehend ein Ziehen bei der Wirbelsäule in der Lendengegend. Die Bandscheiben zwischen L3 und L5 waren ihm erst vor einem Jahr herausgesprungen. Schmerzen, die er nie mehr vergass, und die ihn bei

jedem Erwachen daran ermahnten, seine Morgen-Gymnastik zu machen. Heute hatte er sie ausgelassen, zum zweiten Mal in dieser Woche. Am Donnerstag war es die Ermordung von Albin Studer gewesen, heute war es Stahls Ankunft, die ihn hinderten, sich in Ruhe und Hingabe dem aufsteigenden Prana zu widmen. Er ahnte, dass sich das rächen würde. Vor allem, wenn er sich in dem Schuppen umsah, in den ihn Stahl beordert hatte. Säufer und Nutten, wohin man sah. Und viele leere Plätze.

Er hatte die Langstrasse noch nie gemocht. Sie gehörte für ihn nicht zu Zürich, sondern zur Dritten Welt. In seinem Boss-Anzug und der dunkelblauen Krawatte kam er sich vor wie ein saftiges Steak inmitten eines Hyänenkäfigs. Gleich würden sie ihn beschnuppern. Erst die Nutten, dann deren Zuhälter. Sein Geld war er so oder so los. Hauptsache, er kam mit dem Leben davon. Was bildete Stahl sich ein, ihn hierherzubestellen. Und warum war er so blöde gewesen, dieser Aufforderung zu folgen? Überhaupt war es ein Witz, dass Stahl entschied, wo man ass. Immerhin war Palm der Auftraggeber. Aber Stahl hatte diese Art, der Palm nicht widerstehen konnte. Er war Stahl ausgeliefert. Sie hatten ihn im Vatikan nicht nur an den Waffen geschult, sondern auch in listiger Diplomatie und schwarzer Rhetorik. Als hätte ihn Benedikt selbst unter der Fuchtel gehabt. Sicher aber war, dass er Studers Schüler war. Und dass Studer mit allen Wassern gewaschen gewesen war, war kein Geheimnis. Dass ihn aber ausgerechnet ein Junkie mit einer Boule-Kugel erschlagen haben sollte, mochte glauben, wer wollte. Aber es war die einfachste Lösung für alle. Der Vatikan hatte keine Lust auf eine grössere öffentliche Geschichte, die Zürcher Polizei gab sich mit dem Junkie zufrieden, dessen Fingerabdrücke man auf der Kugel gefunden hatte. Nur ein Geschäftsmann aus Zug, der Palm einen Anwalt in die Kanzlei geschickt hatte, glaubte nicht an die einfache Lösung. Deshalb sass Palm nun hier und wartete auf Stahl. Und wegen Alfred.

«Was trinkst du?», fragte eine Kellnerin in knappen Höschen und mit einem geschwellenen Auge, das durch den dunklen Teint ihres Gesichtes nicht blau, sondern violett schimmerte.

«Ich warte noch auf jemand.» Palm spielte auf Zeit. Er sah nicht ein, warum er etwas bestellen sollte, wenn er sich noch nicht einmal sicher war,



ob Stahl hier überhaupt auftauchen würde. Vielleicht hatte er ihn nur zum Scherz hierherbestellt.

«Die Mädchen warten auch», sagte die Kellnerin und deutete mit dem Kopf zu einigen Frauen, die gelangweilt rauchten und auf Kundschaft hofften.

Palm hatte nichts gegen bezahlte Liebe. Auch er genehmigte sich hin und wieder ein Mädchen. Das lag allerdings zwei Preisklassen höher und gehörte einem Escort Service an. Man konnte sogar mit ihnen in die Oper gehen und sie vor Geschäftspartnern als aktuelle Beziehung ausgeben. Aber was er hier sah, sprach ihn überhaupt nicht an, es schauderte ihn. Wenn die ihn erst einmal in den Schwitzkasten nahmen, wäre es mit den Bandscheiben ein für alle Mal vorbei.

Palm blickte nervös auf die Uhr. Es war bereits zehn nach eins. Ein geplatzttes Cordon bleu ging an den Nebentisch. Der Käse quoll eitrig aus der Panade. Bevor sich eine der Ladys an seinen Tisch setzte, bestellte er sich lieber auch ein Cordon bleu. Übler konnte ihm davon auch nicht werden.

Stahl sah sich um, als er das «Rothaus» verliess. Er hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Berufskrankheit? Konnte gut sein. Von Anfang an hatte ihn Albin darauf getrimmt, wachsam zu sein. Aber warum sollte ihn jemand beschatten? Er war nur gekommen, um einem alten Freund die letzte Ehre zu erweisen. Ein Mann mit einem grauen Mantel und einer Sonnenbrille fiel ihm auf. Er stand an der Bushaltestelle und las im «Sonntagsblick». Stahl wartete, da der Bus gerade kam. Er verdeckte den Mann. Dann fuhr er weiter. Der Mann war verschwunden.

Stahl sah auf seine Uhr. Eine kleine Verspätung würde ihm Palm wohl verzeihen. Albins Wohnung lag um die Ecke, an der Engelstrasse 88. Stahl wollte wissen, wie sein alter Mentor gelebt hatte. Fünf Jahre lang hatte er nichts mehr von Albin gehört. Er hatte dem Veteranen immer wieder geschrieben; nicht nur per E-Mail, auch postalisch. Aber Albin hatte nie darauf geantwortet. Vor zwei Jahren hatte Stahl dann weitere Versuche unterlassen. Vielleicht hätte er sich mit Albins Schweigen nicht zufriedengeben dürfen. Ja, er hätte nach Zürich fahren und Albin fragen

sollen, warum er schwieg. Stahl machte sich jetzt Vorwürfe, aber er hatte auch Entschuldigungen; mehr als genug. Er war im Dauereinsatz. Urlaub kannte er nicht. Wenn er nicht für den Vatikan unterwegs war, erledigte er Depeschen für Palm. So gefiel ihm sein Leben. Ein Tag jagte den anderen, er fühlte sich am Puls der Zeit: wichtig und nützlich. Manchmal berauschte ihn das Gefühl, selbst am Rädchen des Weltenlaufs zu drehen, weil er die Leute zusammenbrachte, die an den Fäden hinter den Kulissen zogen. Stahl wusste selten, was gespielt wurde, er war nur der Kurier. Es war besser, nicht zu wissen, ob er mit einem Koffer Dynamit oder mit Depeschen unterwegs war, die einer Region bessere Lebensumstände versprachen. Jetzt hatte er keine Depesche dabei, dafür Erinnerungen an einen verstorbenen Freund, den er gern noch etwas gefragt hätte.

Stahl besass keinen Schlüssel für Albins Wohnung. Aber als Agent des Papstes beherrschte er das Handwerk, Türen auch ohne zu öffnen. Prangten auf dem Wappen des Vatikans nicht die beiden Schlüssel Petri? Stahl musste jedes Mal daran denken, wenn er sich an einem Schloss zu schaffen machte. Es klackte. Die Riegel sprangen unter dem Druck der Schliesswerkzeuge auf.

Es roch nach Vatikan in der Wohnung. Anders wusste Stahl den Geruch nicht zu beschreiben, der ihn umhüllte. Vielleicht hatte Albin ein italienisches Putzmittel benutzt. Jedenfalls glich die scharfe Sauberkeit, die in Stahls Nase biss, sehr den Duftnoten seines Arbeitgebers. Eine Vertrautheit breitete sich in Stahl aus, die ihn zugleich rührte. Es war Trauer, die das Wissen um die eigene Vergänglichkeit auslöste: Jahre, die wie im Flug an ihm vorbeigerast waren ohne Innehalten, ohne dem Fragen nach dem Morgen und dem Ziel. Jetzt bahnten sich Fragen den Weg an die Oberfläche. Gleichzeitig schleppten sie schwere Tränen mit. Stahl hustete sie aus. Er wollte nicht, dass sie ihm über die Wangen liefen, wischte sie weg, noch ehe sie genug Tropfen waren, um das Lid zu verlassen.

Er tastete nach dem Lichtschalter und knipste ihn an. Eine Jugendstillampe erhellte den Flur und zeigte ein halb leer geräumtes Bücherregal. Stahl erkannte, dass der Moder der Folianten die Duftnote des Potpourris war, die ihn an Rom erinnerte. Er selbst hatte die alten Schinken nie gemocht. Sie waren ihm zu schwerfällig. Er war ein Mann der digitalen

Welt. Er mochte auch die Folklore der Gardisten nicht. Wie war er froh gewesen, als er endlich nicht mehr mit der Hellebarde und dem blau-gelben Gewand Wache schieben und exerzieren musste.

Es lag ihm fern, eines der Bücher anzufassen. Sie erinnerten ihn zu sehr an die drei Jahre, in denen er in der Bibliothek des Vatikans aushelfen musste. Zuerst hielt er es für reine Zeitverschwendung. Nicht nur, dass er die Bücher schleppen musste – der Camerlengo forderte von Stahl auch, das ein oder andere davon zu lesen und mündlich zusammenzufassen. Aber auch damit nicht genug: Der Kämmerer selbst zitierte ihn alle zwei Wochen zu sich und forderte ihn auf, Stellung zu beziehen. Mal zu Augustinus, dann zu Thomas Hobbes, das nächste Mal zu Ignatius von Loyola, Franz von Assisi oder Immanuel Kant. Und wenn es der Camerlengo ganz lustig meinte, konnte er in einer Sitzung ansatzlos von Mussolini zu Sergio Leone und von Brecht zu Max Frisch springen.

Stahl spürte, wie ihm allein bei dem Gedanken an die alten Verhöre der Schweiss auf die Stirn stieg. Erst später begriff er, wozu diese «Inquisitorischen Sitzungen», wie sie der Kämmerer scherzhaft zu nennen pflegte, nützlich waren. Stahl erhielt nicht nur ein Studium in Philosophie, Theologie und Literatur auf zweitem Bildungsweg, er lernte auch, Wissen zu verknüpfen und schlagfertig damit rhetorische Waffen zu schmieden. Man hatte ihn nicht nur militärisch geschult, sondern auch seinen Geist geschärft. Und das war die Voraussetzung, dass er sich nun als Spezialagent des Vatikans in feinere Stoffe hüllen durfte.

Er stieg über einen mit Büchern gefüllten Karton und ging in den angrenzenden Salon. Auch hier knipste er das Licht an und war überrascht, eine bewusstlose Frau auf dem Ardakan-Teppich liegen zu sehen.

Palm säbelte mit einem stumpfen Messer durch die Kruste des Cordon bleu, spiesste die eroberte Ecke auf die Gabel und zögerte, ehe er sie sich in den Mund schob. Er witterte Salmonellen, so wie er den noch immer lauenden Nutten Filzläuse der dritten Generation unterstellte. Immerhin liess es sich kauen. Wenn es erst einmal drin war, war es egal. Sein Handy fiepte. Stahl.

«Ja?»

Während er dem Anrufer zuhörte, bestellte er per Handzeichen eine Stange. Die Kellnerin mit dem violetten Auge tat geschäftig.

«Verstehe. Polizei? Wieso Polizei? ... Wie du willst. Aber mich hältst du da raus ... nein, ich komme nicht vorbei. Ich brauche keine Fragen von der Polizei ... Wir sehen uns morgen zum Frühstück ... Nein, nicht im <Rothaus>. Auf keinen Fall. Mir reicht die Langstrasse einmal in fünf Jahren ... das <Felix> wär mir lieber. Und: Halt dich da raus, so weit du kannst. Es gibt Wichtigeres.»

Er legte auf. Die Kellnerin hatte nicht gewartet, bis Palm sein Gespräch beendet hatte. Sie hatte das Bier so auf den Tisch geknallt, dass es leicht überschwappte und Flecken auf Palms abgelegte Sonnenbrille klebte. Palm griff nach dem Glas, trank einen Schluck, legte eine Zwanziger-Note auf den Tisch und setzte sich die bekleckerte Brille auf. Die Flecken auf dem Brillenglas veränderten den Blick auf das Lokal kaum. Palm verliess den Schuppen.

Stahl war überrascht, wie flink die Wildkatze ihre Krallen nach ihm ausgefahren hatte. Nur einen Moment lang war er nicht achtsam gewesen, hing dem Gespräch mit Palm nach. «Es gibt Wichtigeres», hatte Palm gesagt. Stahl fragte sich, wie man «Wichtigeres» definierte. Und aus welcher Perspektive Umstände für den einen weniger wichtig, für den anderen hingegen existenziell wurden. Albin war tot, und jetzt, da er in dessen Wohnung den Vatikan und Jahre seiner Prägung roch, schien ihm nichts wichtiger, als dem toten Freund die letzte Ehre zu erweisen und ihm im Nachhinein Zeit zu widmen.

Er hatte die bewusste junge Frau auf dem Teppich vergessen. Seine rechte Wange brannte von den Fingernägeln, die sich dort hineingekrallt hatten. Er wollte ihr nicht das Handgelenk brechen, aber sie würde ihren Griff nur lockern, wenn sie ihrerseits Schmerz spürte. Stahl löste sich aus der Klammer. Die junge Frau schrie auf und hielt sich schmerzverzerrt die rechte Achselhöhle. Dort hatte ihr Stahl mit den Fingerkuppen seiner Linken hineingestossen, wohldosiert. Er packte ihre Handgelenke, drückte sie auf

den Teppich und raunte mit dem Tonfall eines Tierbändigers: «Ruhig, ganz ruhig. Ich tue Ihnen nichts. Ich habe Sie hier nur gefunden.»

Die Frau schien ihm nicht zu glauben. Die Sätze klangen nach Vorabendserie. Sie versuchte nun, ihn mit ihren Knien unten am Rücken zu treffen. Stahl riss sie mit einem Ruck vom Boden, dass sie überraschend auf den Füßen zu stehen kam. Dann wirbelte er sie einmal im Kreis und liess ihre Handgelenke los. Sie landete auf einem abgewetzten Sofa. Er nutzte den Augenblick ihrer Verblüffung, nahm sein Handy und wählte eine Nummer. «Guten Abend. Schicken Sie bitte jemanden in die Engelstrasse 88. In der Wohnung von Albin Studer gab es einen Einbruch.»

Während er sprach, behielt er die Wildkatze fest im Blick. Sie rührte sich nicht, sondern wartete gespannt, was als Nächstes geschehen würde.

«Haben Sie wirklich die Polizei angerufen?», fragte sie.

«Ja. Warum sollte ich nicht?»

«Wer sind Sie?»

«Ein Freund von Albin Studer.»

«Er ist tot.»

«Ich weiss. Und wer sind Sie?»

«Cecilia Fetz. Ich arbeite für meine Tante. Sie hat ein Antiquariat. Und Studer hat ihr seine Bibliothek vermacht.»

«Sie sind aber schnell. Albin ist noch nicht unter der Erde, und Sie räumen ihm schon die Wohnung aus. Dazu am heiligen Sonntag.»

«Es geht nicht anders. Ich muss nächste Woche mit meiner Diplomarbeit beginnen. Und meine Tante kann die Bücher nicht allein ausräumen. Ausser mir hat sie niemanden.»

«Wieso waren Sie bewusstlos?»

«Schlag auf den Hinterkopf.»

«Haben Sie den Täter gesehen?»

«Nur gehört, wie er reinkam. Aber ich dachte, es sei Linus. Der wollte beim Tragen helfen.»

«Wer ist Linus?»

«Mein Onkel. Hedwigs Bruder.»

«Und wo ist er jetzt?»

«Vermutlich besoffen. Er trinkt manchmal gern über den Durst.»

«Die Polizei wird gleich hier sein. Vielleicht sehen wir uns vorher ein wenig um? Meinen Sie, Sie sehen, wenn hier etwas fehlt?»

«Ich weiss nicht. So gut kenne ich die Wohnung nicht. Ich bin zwar seit heute Morgen hier, habe mich aber nur um die Bücher gekümmert.»

«Wenn eines der Bücher fehlen sollte, würde Ihnen das auffallen?»

«Wieso sollte eines fehlen?»

«Weil sie wertvoll sind. Das müssten Sie doch wissen. Und Ihre Tante weiss das bestimmt noch besser. Sonst hätte sie es nicht so eilig damit, sie abzuholen.»

«Haben Sie eine Zigarette?», fragte Cecilia.

Er griff in die Innentasche seines Jacketts und brachte sein Etui zum Vorschein. Er näherte sich damit Cecilia und liess es vor ihrer Nase aufspringen. Sie nahm sich eine Zigarette. Stahl schob sich ebenfalls eine zwischen die Lippen und gab erst Cecilia, dann sich Feuer.

Cecilia inhalierte nervös, während Stahl den Rauch lange in den Lungen behielt.

Es läutete. Stahl ging zur Tür und öffnete. Er vernahm die Schritte der Polizisten tief unten im Flur. Sie hatten es nicht eilig.

«Haben Sie angerufen?», fragte der ältere der beiden Uniformierten.

«Ja. Kommen Sie doch rein.»

Stahl wunderte sich, dass Palm sich verspätete. Er knabberte an seinem Gipfeli und nippte an der Schale. Das «Felix» war ihm zu bunt und zu verspielt. Aber es hatte Charme. Er blätterte die NZZ durch, aber das Gedruckte liess ihn kalt. Es war viel los in der Welt. Stahl wusste, dass er nicht einmal ein Drittel davon glauben durfte, was geschrieben wurde.

Palm wich zwei Touristen aus, die das Café gerade verlassen wollten, und stiess dabei beinahe mit der Kellnerin zusammen. Er schien nervös.

«Entschuldige, aber ich hatte noch Dringendes zu erledigen. Ich nehme auch eine Schale», rief er durch den Raum. «Diese Beerdigung passt mir gar nicht.» Er setzte sich.

«Du brauchst ja nicht mit.»

«Ich bin es ihm schuldig.»

Stahl rutschte ein spöttisches Lachen raus.

«Was soll das? Ich kannte Albin mindestens so gut wie dich.»

«Und das will was heissen.»

«Was soll dieser Zynismus? An deine Beerdigung käme ich auch.»

«Und dich dabei beklagen.»

«Ich habe nun mal wenig Zeit. Ich kann meine Kunden nicht vertrösten. Und du profitierst nicht schlecht davon.»

«Hat Albin auch davon profitiert? In letzter Zeit, meine ich.»

«Ob er für mich noch gearbeitet hat? Zwei-, dreimal. Aber nur Kleinigkeiten. Alles hier im Umfeld. Kleine Depeschen, für die man nicht gerne die öffentliche Post oder den Velokurier nimmt, du verstehst.»

«Waren oder Informationen?»

«Waren, in denen Informationen stecken.»

«USB-Sticks, Festplatten?»

Palm verzog seine Mundwinkel. «Du bist zu modern. Und da glaubt man immer, die Knaben aus eurem Chor würden die Zehn Gebote noch in Stein meisseln. Bücher. Es ging um Bücher.»

«Was für Bücher? Geschäftsbücher? Philosophiebücher? Neue Evangelien?»

Palm zuckte mit den Achseln. «Keine Ahnung. Ich muss nicht immer wissen, was in den Umschlägen drin ist.»

Stahl sah auf das Zifferblatt seiner Jaeger-LeCoultre Reverso. Ein Original von 1931. Ein Geschenk von Albin zu Stahls dreissigstem Geburtstag. Damals hatte Stahl von der Leibwache zur Sondereinheit gewechselt. Albin hatte gesagt, die Uhr hätte er von einem ehemaligen Polospieler aus Indien gekauft. Es sei die Uhr mit dem «Dreh». Und so hätte auch Stahl sich von nun an zu verhalten. Weil das Glas der Uhr beim Polospiel oft zerbrach, hatten die Uhrmacher diesen Dreh entwickelt: In gefährlichen Momenten konnte man das Glas nach innen gegen die Haut drehen.

«Wir müssen los.»

«Ich habe noch keinen Kaffee getrunken.» Palm wirkte gereizt.

Stahl winkte der Kellnerin und zahlte, dann erhob er sich und wartete, bis Palm sich ebenfalls aus dem Stuhl bewegte. Der trotzte aber wie ein kleines Kind. «Ich kann nicht auf eine Beerdigung ohne was im Bauch.»

«Dann kommst du eben nach. Sieht immer gut aus. Verspätete Trauergäste sind besonders unauffällig.»

Palm knirschte mit den Zähnen und hob sich maulend aus dem Stuhl. Sie verliessen das Café.

Cecilia fühlte sich schlecht. Die Beule am Hinterkopf schmerzte. Wenn sie sich schnell erhob, erschrak sie jedes Mal, weil sie dachte, jemand würde ihr mit einer Sticknadel ins Hirn stechen. Jetzt stand sie hier, auf dem Friedhof Witikon, und musste der Beerdigung eines Menschen beiwohnen, den sie nicht gekannt hatte. Nur weil Hedwig wegen ihrer Hüfte im Spital war und Linus noch seinen gestrigen Rausch ausschliel. Aber einer vom Geschäft müsse zugegen sein, hatte Hedwig lamentiert. Er sei ein so grossartiger Kunde gewesen, und was er ihnen vermacht habe, so Hedwig, sei ein kleines Vermögen. Solche Leute würden wieder andere kennen. Diese träfe man auf Beerdigungen. Beerdigungen und Hochzeiten seien besser als alle Messen



und Märkte zusammen. Die wahren Geschäfte würden an Beerdigungen und Hochzeiten getätigt. Bünde fürs Leben und für die Ewigkeit geschlossen.

Wenn Hedwig pathetisch war, widersprach man ihr besser nicht. Vor allem weil ihre ökonomischen Argumente einleuchteten. Wenn Cecilia tatsächlich mal ein Jahr lang für ein Projekt im Ausland recherchieren wollte, müsste das finanziert werden.

Cecilia irritierte, dass Albin Studer seine Bücher schon an Hedwig vermacht hatte, ehe er verschied. Wusste er etwa, dass er sterben würde? Wieso sollte man sonst einen solchen Bücherschatz einfach an ein Antiquariat abgeben?

Cecilia entdeckte die Trauergemeinde und gesellte sich dazu. Sie wunderte sich, dass Studer auf dem Friedhof Witikon begraben wurde. Sie kannte ihn nicht, aber jemand mit Vatikanvergangenheit und einer solchen Sammlung wertvoller alter Bücher hätte sie eher in Höngg vermutet. Sie kannte den Friedhof hier recht gut. Sie hatte 2004 für die Rote Fabrik einen Artikel geschrieben, in dem es um die erste zugelassene Muslim-Grabstätte in Zürich ging. Ein heisses Thema war das gewesen. Die Debatte um das Minarettverbot fünf Jahre später war noch hitziger gewesen. Da hatte sie bereits nicht mehr für die Szene geschrieben.

Zwei Felder mit je hundertsechzig Grabeinheiten hatte man gebaut. Cecilia erinnerte sich vor allem an den Versammlungsplatz mit Brunnen und an den Raum für die rituelle Waschung. Und dass man immer wusste, wo Mekka lag, weil die Gräber danach ausgerichtet waren.

Sie näherte sich der Gruppe, die sich um das Grab von Studer versammelt hatte. Der Pfarrer war mit seiner Predigt am Ende. Die ersten Trauergäste warfen Erde auf den Sarg, murmelten ein paar Worte, bekreuzigten sich und gingen weiter, um sich in Grüppchen zu versammeln. Auch Stahl war dabei. Er blieb länger stehen als die anderen. Er schien ein Gebet zu memorieren. Seine Lippen bewegten sich lautlos. Dann zog er etwas aus der Tasche und warf es ins Grab. Cecilia konnte nicht erkennen, was es war. Sie nahm sich vor, Stahl danach zu fragen, falls sich Gelegenheit bot. Sie hatte sich noch gar nicht bei ihm bedankt oder entschuldigt. Immerhin hatte sie ihm die Wange aufgekratzt. Die kleinen Wunden standen ihm aber. Sein Gesicht war sonst

zu schön. Sie traute schönen Männern nicht. Männer mussten einen Makel haben. Bei Stahl schien alles perfekt. Auch wie er sich auf der Polizei benommen hatte. Ohne Tadel. Die Beamten hatten ihm aus der Hand gefressen. Vielleicht lag es am Pass, der ihn als Bürger des Vatikanstaates auswies. Sie wäre blöd, wenn sie sich nicht bei Stahl entschuldigte – oder bedankte. Sie musste an ihm dranbleiben. Sie witterte eine Story. Eine Story, für die sie nicht ins Ausland fahren musste, die sie hier vor Ort recherchieren und für teures Geld und mit viel Publicity verhökern könnte. Ein Gardist, der von einem Junkie erschlagen worden war, sorgte nur für ein paar Tage für Schlagzeilen. Nach Insiderinformationen aus dem Vatikan leckten sich die Chefredaktoren jedoch die Finger. Und Cecilia roch, dass Stahl die Eintrittskarte in das Geschichtenlabyrinth Roms war. Sie wäre eine schlechte Journalistin, hätte sie dafür keinen siebten Sinn.

Wer war der Kerl, der nach Stahl ans Grab trat? Cecilia glaubte das Gesicht zu kennen. Vielleicht aus der Presse? War es ein Politiker? Oder jemand aus der Wirtschaft? Sie war sich nicht sicher. Er schien unbeteiligt dem Ritual zu folgen und gesellte sich zu Stahl. Die restlichen Trauergäste sagten ihr nichts. So mochte es auf jedem Begräbnis sein. Ein paar ältere Frauen, die weinten, ein paar Männer, die ihre schmalen Lippen zusammenpressten und die Stirnfalten krauser zogen, als sie es im Alltag ohnehin schon taten, und ein paar Unbekannte, die vielleicht am falschen Grab standen.

Jetzt kam sie an die Reihe. Sie trat ans Grab, nahm die Schaufel in die Hand und warf einen Haufen Erde auf den Sarg. Es war verlogen. Die Leute beobachteten sie. Auch Stahl. Cecilia wollte von ihm gesehen werden. Sie wollte ihm gefallen. Nur so konnte sie wieder mit ihm ins Gespräch kommen. Für einen Augenblick spielte sie mit dem Gedanken, einen Ohnmachtsanfall vorzutäuschen. Sie hätte es auf den gestrigen Schlag schieben können. Es schien ihr aber albern. Also richtete sie sich auf, atmete tief ein und zeigte so viel Würde und Achtung, wie sie für einen unbekanntem Toten aufbringen konnte, und bekreuzigte sich. Dann sah sie vom Grab auf in Richtung Stahl und lächelte unmerklich, als sie sah, dass er

ihren Blick erwiderte. Auch er lächelte. Cecilia war sich sicher, dass er sie noch ansprechen würde.

Stahl hatte alle Trauergäste nacheinander sondiert. Da waren die Veteranen der Sektion 13 aus Zürich, samt Kaplan Weiss, der Stahl 1998 vereidigt hatte. Mit ihm wollte er noch reden. Er war ein guter Freund von Albin gewesen. Vielleicht wusste er, wie es Albin gegangen war, bevor man ihn erschlagen hatte. Und die Veteranen waren immer neugierig, was aus den alten Gemäuern zu hören war. Tratsch und Anekdoten wirkten bei ihnen wie eine Verjüngungskur. Wenn sie hörten, wie es in ihrer alten Arena zu- und herging, fühlten sie sich wie mittendrin und fanden für Augenblicke ihre alten Kräfte und Ideale wieder, auf die sie einst ihr Leben geschworen hatten.

Kaplan Weiss kam auf Stahl zu und reichte ihm die Hand zum Gruss. Stahl schlug ein, Erinnerungen kamen in ihm hoch. Es schien ihm, als umfasste er erneut die Fahnenstange des Banners zum Schwur.

«Eine sehr bewegende Rede, Kaplan. Albin hätte sie sich nicht besser wünschen können.»

«Ja, er war etwas Besonderes. Aber das weisst du selbst am besten.»

Stahl schwieg. Ja, er wusste es. Nach und nach spürte er die Leere, die Albins Tod bei ihm hinterliess. Obwohl sie sich fünf Jahre nicht mehr gesprochen und gesehen hatten – Albin war ein alter Freund, und nun, da er aus der Welt gegangen war, klaffte eine Lücke.

«Kommst du aus dem Dschungel?», fragte der Kaplan.

«Ich? Nein. Wieso?»

«Dein Gesicht sieht aus, als hätte dich ein Panther angegriffen.»

«Oh. Eine Raubkatze war es schon. Ist aber nicht so wild.» Stahls Blick suchte unwillkürlich Cecilia. Als er sie gefunden hatte, raunte er dem Kaplan zu. «Dort hinten steht sie. Jemand hatte ihr gestern einen deftigen Schlag verpasst, als sie in Albins Wohnung Bücher einpackte. Als ich sie dort fand und sie die Augen aufschlug, dachte sie, ich wäre der Hinterhältige gewesen.»

«Bücher? Sie hat Albins Bücher?» Der Kaplan drehte sich zu Cecilia um. Sie stand verloren unter einer Pinie und rauchte eine Zigarette.

«Albin wollte uns die Bücher vermachen. Er hatte es sogar in seinem Testament vermerkt.»

«Vielleicht hatte er nur ein paar Bücher ans Antiquariat verhökert, weil er Geld brauchte. Immerhin lebte er ja noch, als er mit dem Antiquariat ins Geschäft kam.»

«Das sieht ihm ähnlich. Gauner. Von uns hatte er bereits einen Vorschuss aus der Veteranenkasse erhalten.» Der Kaplan schüttelte den Kopf und lachte. «Vergelt's ihm Gott. Das soll ihn nicht hindern, an Petrus vorbeizukommen.»

Stahl nickte und sagte nichts. Die Debatten um Himmel und Hölle hielt er schon lange von sich fern. Er lebte im Hier und Jetzt – und es gab Fragen, auf die er jetzt Antworten suchte.

«Wie ging's Albin denn in letzter Zeit? Ich meine, war er in Form?»

«Ausgezeichnet in Form. Er ging sogar zweimal pro Woche boxen. Kannst du dir das vorstellen? Wenn du mich fragst, war er besser in Form als je zuvor. Es schien fast so, als hätte er etwas Grosses vor. Er trainierte wie vor einem Einsatz. Es fiel mir auf, weil er zwei Jahre davor in einem absoluten Depressionsloch steckte. Er hatte sich für Monate eingeschlossen, Bücher gewälzt und niemanden an sich herangelassen. Nur ich durfte zweimal in der Zeit zu ihm, um ihm die Beichte abzunehmen. Mit einem Mal, vor etwa einem Jahr, kam er wieder regelmässig zu unseren Treffen, ging in den Boxclub und knüpfte neue Kontakte. Er war wie ein anderer Mensch. Und dann ein solches Ende.»

«Glaubst du das?»

Der Kaplan zuckte mit den Schultern. «Die Polizei glaubt's. Sie will den Fall erledigt wissen. Wenn einem von uns was passiert, will man nicht lange mit der Lupe drauf. Das müsstest du doch wissen.»

«Wie heisst der Täter? Ist er inhaftiert?»

«In der Klinik. Auf Entzug. Peter Demenga.»

«Wo?»

«Klinik am Zürichberg.»

Stahl pfiff durch die Zähne. «Auf Staatskosten?»

«Reiches Elternhaus.»

Ein untersetzter, kahlköpfiger Mann kam hinzu. Er zog an einer Davidoff und stellte sich vor: «Karl Summ, ich war vor Ihrer Zeit in Rom. Habe noch Paul VI. beschützt. War eine schöne Zeit, aber ich wollte noch was anderes erleben.» Er streckte Stahl die Hand entgegen. Stahl spürte den kräftigen Händedruck des erdigen Menschen und antwortete: «Angenehm. Stahl.»

Summ lachte laut. «Das weiss ich. Bei Gott, das weiss ich. Sie sind eine Legende. Nur darf man nicht hochmütig werden. Richtig? Die Demut, ich weiss, die Demut.» Er lachte wieder. «Deswegen bin ich damals auch wieder abgehauen. Demut war für mich nichts. Ich wollte immer gross hinaus. Geld machen, verstehen Sie? Der Vatikan macht zwar auch ordentlich Geld, aber er versteht es nicht, Geschäftserfolge öffentlich zu feiern. Darf er auch nicht mehr, gehört zu seiner Unternehmensphilosophie. Ich feiere meine Erfolge gerne. Scheiss auf die Demut. Habe ich recht, Weiss?» Er zwinkerte dem Kaplan zu und lachte erneut sehr laut. Einigen Trauergästen schien das barocke Lachen von Summ pietätlos, aber es passte in die Tradition einiger Kardinäle, denen Stahl schon begegnet war und die es in früheren Zeiten noch häufiger gegeben haben musste. Jene Spezies, die gerne ausschweifend gelebt und sich einen Deut um die Armut der Gläubigen geschert hatte. Stahl wusste, dass auch er diese lebensfrohe Neigung in sich trug, sie aber immer wieder durch strenge Disziplin zähmte. Einzig in der Wahl seiner teuren Kleidung brach sie durch. Er konnte sich seinem Hang zur Eleganz nicht entziehen. Er taugte eben nicht zum Bettelmönch.

«*Sanum Summ*. Mit zwei <m>. So heisst mein Unternehmen. Schon mal davon gehört?»

«Die Wässerchen von Lourdes?»

«Genau.» Summ lachte wieder, sog an seiner Zigarre und drückte dann seine dicken Lippen gegeneinander.

«Sind Sie nicht insolvent?»

Summ drehte sich zu dem Mann um, der sich bislang dezent im Hintergrund gehalten hatte. Es war Palms Frage, die die Miene des

fröhlichen Summ plötzlich gefrieren liess. Nur die dunklen Augen funkelten heiss.

«Ist abgewendet. Wir haben zum Gegenschlag ausgeholt. Die Verleumdungen einiger Widersacher wird diese teuer zu stehen kommen. Sehr teuer», sagte Summ, biss von seiner Zigarre ab und spuckte den Tabak auf den Kies. Dann drehte er sich zu Weiss. «Ich kann leider nicht mehr mit zum Leichenmahl. Wir sehen uns am Mittwoch im ‹Werdguet›», sagte er und drückte dem Kaplan die Hand. Er drehte sich zu Stahl. «Es war mir eine Ehre. Melden Sie sich doch mal bei mir.» Er streckte Stahl eine Visitenkarte entgegen. Stahl nahm sie, warf einen Blick darauf und steckte sie ein. «Werde ich bestimmt.»

Summ nickte Palm zu und drehte ab.

«Hatte ganz schön Stress in letzter Zeit», sagte Weiss. «Er hat grosses Glück, dass er überhaupt noch lebt. Schlaganfall. Ein wahres Wunder, dass er wieder so auf die Beine gekommen ist.»

«Tja, das machen die Wässerchen von Lourdes.» In Palms Stimme schwang Gift mit. Der Kaplan drehte sich zu ihm. «Es sind isopathische Mittel, die Summ vertreibt und die sich nicht hinter den homöopathischen verstecken müssen.»

«Habe ich etwa Werbung für die Homöopathie gemacht?»

«Glauben Sie an Gott?», fragte der Kaplan.

Palm schwieg.

«Was sind das für Leute dort hinten? Die zwei Männer mit der Frau?», fragte Stahl und deutete mit dem Kinn hinüber, wo sich eine Dreiergruppe in der Nähe von Cecilia angeregt unterhielt.

«Gehören nicht zu uns», antwortete Weiss. «Vielleicht welche, mit denen Albin Boule gespielt hat. Oder aus dem Boxclub. Ich muss los. Kommst du nachher noch zum Essen?»

«Bestimmt.»

«Also. Bis dann.» Er nickte Stahl zu, an Palm ging er vorbei. Stahl sah ihm nach und erinnerte sich wieder an seine Vereidigung.

«Muss ich jetzt nach Canossa pilgern?», fragte Palm.